

JOSIE LLOYD

DER

BRIGGTON

SCHWIMM
CLUB

ROMAN



insel taschenbuch 5051
Josie Lloyd
Der Brighton-Schwimmclub



JOSIE LLOYD

DER

BRITTON

**SCHWIMM
CLUB**

ROMAN

Aus dem Englischen von Brigitte Heinrich

Insel Verlag

Die englische Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
Lifesaving for Beginners bei HQ, einem Imprint von Harper Collins Ltd.

Erste Auflage 2024
insel taschenbuch 5051
Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe Insel Verlag
Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2024

Copyright © 2022 by Unomas Productions Ltd

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagabbildungen: FinePic®, München

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68351-3

www.insel-verlag.de

Für die Schwimm-Gang

For whatever we lose (like a you or a me)
it's always ourselves we find in the sea

E. E. Cummings

1

Ach, Blödsinn

Weihnachtsmorgen

Es ist nur kaltes Wasser. Das ist alles. Nach dem beschissenen vergangenen Jahr ist kaltes Wasser einfach gar nichts. Nichts, sagt sich Dominica, während sie den Klettverschluss der Neopren-Handschuhe zudrückt und in Stiefeln, Größe 44, geräuschvoll über den Kies Richtung Meer marschiert. Sie ist froh, dass sie ihre traurigen Knochen aus dem Bett gezerrt und es bis hierher geschafft hat, obwohl es wirklich ganz schön knapp war. Doch wie gewöhnlich hat Helgas Nachricht in ihrer »Sea-Gals«-WhatsApp-Gruppe sie schließlich rumgekniet. *Es ist Tradition*, hatte Helga geschrieben. *Keine Ausreden*.

Sie weiß, dass sie es Helga und Tor schuldig ist, an diesem Morgen zu erscheinen. Sie sind es, die sich im letzten Jahr um sie gekümmert haben. Unabhängig voneinander haben beide sie gebeten, den heutigen Tag zusammen zu verbringen, wohl wissend, dass es ihr erstes Weihnachten ohne Chris ist, doch sie hat ihr freundliches Angebot höflich abgelehnt. Sie möchte allein sein, um sich in ihrem Kummer zu suhlen, auch wenn sie sich jetzt schwört, ihr mit Papiertaschentüchern zugemülltes Schlafzimmer aufzuräumen. Chris würde einen Anfall kriegen, wenn er es sehen könnte.

So weit das Auge reicht, ist der Strand in beide Richtungen übersät mit lauter kleinen Grüppchen; die meisten Leute sind der Kälte entsprechend angezogen, aber etliche ziehen sich auch aus. Seit dem Rückgang der Kirchenbesuche ist das Meer vielleicht tatsächlich die neue Religion. Auf jeden Fall besitzt es eine starke Anziehungskraft. Alle blicken aufs Wasser, und die festliche Stimmung ist geradezu greifbar. Sie hört

das Ploppen eines Champagnerkorkens (zehn Uhr ist ein bisschen früh, aber schließlich ist Weihnachtsmorgen), während sich auf der größten Betonbühne ein junger Typ gedankenverloren auszieht. Ein Dudelsackpfeifer im Kilt spaziert über den angrenzenden Strand, und der näselnde Klang weht bis zu der Stelle, wo Dominica steht, umgeben von intensivem Marihuanaduft.

Früher kam das noch in den landesweiten Nachrichten: die Verrückten, die am Weihnachtsmorgen ins Meer sprangen. Aber mittlerweile ist Kaltwasserschwimmen der letzte Schrei, und auch Krethi und Plethi machen mit.

Kein Wunder, denkt Dominica. Es gibt ja sonst nichts zu tun.

Jede Menge Schwimmer sind bereits im Wasser, viele mit Wollmützen. Zwei Angeberinnen kraulen schon weiter draußen und ziehen ihre roten Schwimmbojen hinter sich her. Während der Wintermonate würde sie gern da draußen schwimmen können wie diese Amazonen, aber wenn sie sich zu weit hinauswagt, gerät sie schnell in Panik. Sie weiß, dass man das Meer ernst nehmen muss – auch an einem ruhigen Tag wie diesem. Außerdem ist sie dafür nicht fit genug. Nicht mehr. Nicht nach einem Jahr, in dem sie nur auf ihrem Hintern gesessen und Kekse gefuttert hat.

Vor dem Ausbruch der Pandemie war Dominica nie untätig gewesen – kein einziges Mal im Lauf ihrer fünfundsechzig Jahre. Wahrscheinlich, weil ihre Eltern ihr eine eiserne Arbeitsmoral beigebracht hatten sowie die Überzeugung, dass ihre Hautfarbe zu einer doppelten Anstrengung verpflichtet. Als Bereichsleiterin bei einem großen Reiseveranstalter ist sie eigentlich die vollendete Multitaskerin, doch seit der Himmel leergefegt ist und Urlaube abgesagt sind, ist die ganze Abteilung beurlaubt. Zumindest in mancher Hinsicht ist das ein

Segen. Sie hätte niemals gleichzeitig ihre Arbeit und den Verlust von Chris bewältigen können.

Sie fürchtet sich vor der Rückkehr und weiß, dass jetzt jeden Tag ein E-Mail von der Geschäftsleitung mit einem Stufenplan für den Wiedereinstieg in den Job kommen wird. Ihr Team – früher einmal dreißig Leute – wurde im Lockdown zusammengestrichen, und sie weiß, dass auch viele ihrer Kollegen gerade harte Zeiten durchmachen, doch sie hat Angst davor, sie wiederzusehen. Ihr ist jetzt schon klar, dass sie die Fragen nicht ertragen wird ... das Mitleid, wenn mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit mindestens einer eine vergleichbare Geschichte auskramt von einem Bekannten, der ebenfalls an Covid starb. Das macht ihr am meisten zu schaffen. Dass Chris mit seinen wachen Augen, dem schallenden Lachen und den herzhaften Umarmungen zu einer finsternen Statistik reduziert worden ist, die von Fremden kommentiert und immer wieder durchgekauert wird.

Drüben an der anderen Bühne hüpfen ein paar kreischende Teenager in Bikinis über die Steine. Es wird generell erwartet, dass alle Abstand halten, doch irgendwie scheinen die Vorschriften der Regierung hier am Wasser weniger dringlich. Bis vor Kurzem hat sie sich über schnaufende Jogger und Passanten geärgert, die, die Maske am Kinn, die Gehwege verstopften, doch nach all dem, was Chris widerfahren ist, vergeudet sie ihre Energie nicht länger. Die Welt ist auch so schon voller Besserwisser und Petzer, da muss sie sich nicht noch dazugesellen. Wozu, wenn das Schlimmste bereits geschehen ist? Außerdem ist es nur natürlich, dass Menschen Regeln interpretieren und sie ihren eigenen Wünschen und Gegebenheiten anpassen. Wie Chris stets zu sagen pflegte: Menschen sind wie Wasser ... sie finden immer einen Weg.

Dominica hat Tor erreicht, die am Wassersaum steht;

auch Helga kommt nun, nachdem sie ihre Sachen neben der Bühne auf den gemeinsamen Haufen gepackt hat. Dominica winkt ihr zu. Wie üblich trägt Helga ihren ausgebeulten blauen Badeanzug und die altmodische Badekappe mit Kinnriemen. Sie schert sich nicht im Geringsten darum, dass ihre schlaffen, faltigen Schenkel für jedermann sichtbar sind, anders als Dominica, die sich selbst jetzt ihres Körpers sehr bewusst ist.

Wir sind ein ziemlich schräges Trio, denkt Dominica, und plötzlich erfüllt sie ein Gefühl der Zuneigung für ihre eigenwilligen Freundinnen. Es gibt andere Schwimmgruppen, denen sie sich hätte anschließen können. Die Frauen aus ihrer ehemaligen Yogagruppe gehen regelmäßig schwimmen, aber Dominica hätte ihre besorgten Mienen schlecht ertragen. Zufällig war sie ein paar Mal gleichzeitig mit Helga und Tor an den Strand gekommen, und ehe sie sich's versah, hatten sie eine eigene Gang gebildet.

Tor ist Ende dreißig und trägt anlässlich dieses Tages eine Nikolausmütze, ihr leuchtend lilafarbenes, teilweise zu Dreadlocks verfilztes Haar guckt darunter hervor. Dominica legt den Arm um Tors magere, tätowierte Schulter und drückt sie liebevoll.

»Huuuuuuuhh«, murmelt Tor, als die weiß schäumende Brandung an ihren Zehen leckt. »Es ist so k...k...kalt.«

»Alles so weit in Ordnung?«, erkundigt sich Dominica. Sie weiß, wie die Diagnose Tor zu schaffen macht. Armes Kind, es ist einfach nicht fair. Dominica ist tief beeindruckt von Tors positiver Einstellung und ihrer Seelenstärke.

»Ja«, sagt Tor, und der grüne Stein in ihrer Nase glitzert. »Ich bin froh, dass ich hier bin. Lotte hat gedroht, mitzukommen, aber sie hat einen Kater.«

Dominica kann es sich vorstellen. Sie ist Lotte, Tors hol-

ländischer Freundin, ein paar Mal begegnet, und Lotte ist eine ziemliche Naturgewalt. Ihr schwant, dass Tor ganz gern an den Strand kommt, um etwas Ruhe und Frieden zu finden.

»Los jetzt«, verkündet Helga mit ihrem komischen Akzent – halb Dänisch, halb Cockney – und stapft an ihnen vorbei. »Hört auf, herumzutrödeln, ihr zwei. Rein mit euch.«

Nach ein, zwei Schritten taucht Helga anmutig unter, mit gebeugten Knien und gesenkten Schultern. Sie seufzt, als sei das Meer ein Liebhaber, der sie zärtlich begrüßt. Sie dreht sich auf den Rücken und strahlt über das ganze Gesicht. Helga mag jenseits der siebzig sein, aber im Wasser sieht sie aus wie sieben. Ihre Füße ragen aus dem Wasser, während sie sich, die Arme seitlich vom Körper weggestreckt, treiben lässt wie ein schrulliger Otter. Dominica sieht, wie sie ihren Blick auf den Musikpavillon richtet, und weiß, dass sie anhand des Sogs an ihrem Körper den Verlauf der Strömung einzuschätzen versucht. Helga achtet immer sehr auf die Sicherheit im Wasser.

Dominica macht mit Tor ein paar Schritte und konzentriert sich darauf, nicht die Luft anzuhalten, trotzdem ist es ein Schock, der ihr wattiges Gehirn wieder in Fokus bringt wie eine Kameralinse. Der Strand, das Land, jeder Gedanke, den sie gerade noch hatte, ist Vergangenheit. Es gibt nur das Jetzt. Sie hat es mit Meditation versucht, doch das hier bringt ihre wirren Gedanken wesentlich besser zur Ruhe. Das Eintauchen im Meer drückt ihren mentalen Reset-Knopf wie nichts sonst.

Sie weiß, der Trick besteht darin, die Hände unterzutau-chen, deshalb geht sie tiefer hinein, die Fingerspitzen unter der Oberfläche, und ihre Handschuhe füllen sich mit kaltem Wasser. Jetzt nimmt sie auch das Meeresrauschen und das saugende Schmatzen der rücklaufenden Wellen wahr.

Das Wasser, das vom Ufer aus klar und grün ausgesehen hat, wirkt aus der Nähe teefarben. Eine Wand starken Schwarztees mit Milch rollt heran, füllt ihr Blickfeld aus, und sie bleibt ruhig stehen, lässt sich von der Welle aufnehmen und von den Füßen heben.

Dann ist sie drin.

Sie stößt einen Seufzer aus, wie eine Frau in den Wehen, reagiert ganz natürlich mit einem Aufkeuchen, als die Kälte ihr Rückgrat trifft. Sie kann die schwarzen Schatten ihrer Handschuhe gerade so erkennen, während sie mit ausholenden Zügen auf den glitzernden Horizont zuschwimmt. Die Wellen sind kabbelig, und das nackte Stück Hals unterhalb ihres Haaransatzes summt wie eine stark gespannte Trommel. Sie spürt, wie ihre Haut brennt – von Kopf bis Fuß.

Chris, o Chris, wie sehr würdest du das lieben, denkt sie und merkt, dass ihr die Tränen kommen, und lässt sie fließen. An Land fühlt sie sich immer wie ein Gefäß voll ungeweinter Tränen, das jederzeit leck schlagen und nachgeben könnte, doch hier, wo das Wasser aus ihrem Innern mit dem von außen zusammenfließt, fühlt sie sich gefestigter als seit Tagen.

Sie hält das Gesicht behutsam unter Wasser, möchte ihre Bommelmütze – und ihr Haar – nicht nass machen. Sie mag dieses Gefühl mächtigen, masochistischen Gehirnfrosts und nutzt die Gelegenheit, den Mund aufzureißen und so laut zu schreien, wie sie kann, denn sie weiß, dass nur das Meer dieses Geheimnis kennt und die anderen nichts hören werden.

Sie kommt hoch, Salzwassergeschmack in Mund und Nase, während die Kälte in ihre Blutbahn sickert wie eine köstliche Droge.

Reiß dich zusammen, sagt sie sich. Es ist zehn Monate her,

dass Chris starb. Zehn Monate, um einen Grund zum Weitermachen zu finden.

Sie dreht sich nach Helga und Tor um, sieht, dass ein Mann zwischen ihnen schwimmt, und stellt fest, es ist Bill.

»Dominica! Ich dachte mir schon, dass du es bist.« Er ist in Begleitung zweier anderer Männer, die mit ihren Bärten und den roten Schwimmmützen wie Zwillinge aussehen, wie Nachwuchs vom Nikolaus. »Wie ist es dir ergangen?«

»Ach, na ja, so la la«, antwortet sie mit einem schwachen Lächeln. Sie spürt, dass er wirklich besorgt ist. Er blickt so freundlich und teilnahmsvoll wie immer.

»Wie würden uns freuen, dich wieder bei uns zu haben. Wann immer du dich dazu bereit fühlst.«

Sie nickt. Sie hat oft an Bill und das Team gedacht und dass die Telefonleitungen von Kolonnen verzweifelter Menschen verstopft sein müssen. Sie wird das Gefühl einfach nicht los, ihn im Stich gelassen zu haben, aber bisher war sie einfach noch nicht imstande, zurückzukehren.

»Gut, melde dich. Frohe Weihnachten.« Er salutiert mit einem fröhlichen Grinsen.

»Wer war das?«, fragt Helga wie gewöhnlich auf ihre direkte Art.

»Bill. Mein Supervisor bei der Telefonseelsorge.«

»Ich weiß nicht, wie du das machst. Anderer Leute Probleme ...« Helga schüttelt den Kopf.

»Du bist nicht im Mindesten so gemein, wie du tust«, erklärt Dominica ihr.

»Es heißt, der Weg zum Glück bestehe darin, dass man anderen hilft«, bemerkt Tor und schnippt den Bommel ihrer Nikolausmütze zur Seite, damit die Welle ihn nicht erwischt.

»Ja, genau, du bist eine Heilige, Tor, das sollten wir nicht vergessen«, sagt Helga.

»Ach, Blödsinn«, stichelt Dominica.

»Im Ernst, Dominica«, sagt Tor, »du solltest wieder damit anfangen. Du bist die beste Zuhörerin, die ich kenne.«

»Ich werde darüber nachdenken.«

»Die Gänse, schaut mal«, ruft Helga, und als Dominica sich umdreht, sieht sie Helga nach oben deuten und folgt ihrem Blick. Zwei Gänse fliegen rasch über sie hinweg, ihre Bäuche unglaublich weiß vor dem blauen Himmel. Ein Paar.

Helga beobachtet, wie Dominica ihnen nachstarrt, während sie sich zum Horizont hin entfernen. »Sie sind unterwegs zu ihrer Schar«, sagt sie beruhigend, und Dominica nickt.

2 Soße in hohem Bogen

Maddy Wolfe tupft sich mit der Papierserviette die Mundwinkel ab, dann knüllt sie die Serviette zusammen und legt sie auf den leeren Teller. Gestärkte Leinenservietten, Muranogläser und Denby-Porzellan, all das schmückt die Weihnachtstafel im Esszimmer, die sie für ihre Instagram-Posts so sorgfältig hergerichtet hat. Trent war überrascht, als sie nicht dort drinnen zu Mittag aßen, aber sie erklärte ihm, es lohne sich doch nicht, alles nur für sie beide zu verschmutzen, deshalb haben sie in der Essnische vom Küchenporzellan gegessen. Jetzt tut es ihr leid. Vielleicht hätten sie einander bei einem richtigen Weihnachtsessen mehr zu erzählen gehabt – aber ohne Jamie oder die Verwandten fühlt sich das Ganze wie ein Fake an.

Ihren Followern wird sie das natürlich nicht erzählen. Nein, es ist wichtig, die Illusion auf ihren @made_home-Kanälen aufrechtzuerhalten. Ihre sorgfältig bearbeiteten Fotos von der Weihnachtsgrotte im Garten und ihr schön geschmückter Tisch hatten wochenlang Planung bedurft, doch ihre Posts sehen fantastisch aus – das darf sie ruhig selbst behaupten. Wenn Manpreet, die teure Medienberaterin, recht hat, wird sie bald genügend Follower haben, um Sponsoring-Verträge einzuheimsen. So zumindest der Plan. Aber *Gott*, wie *nervig*, ständig diesem ganzen Druck standhalten zu müssen.

»Danke«, sagt Trent, als sie seinen leeren Teller abräumt, sieht sie dabei aber nicht an. Er gießt sich den letzten Schluck Malbec ins Glas. Seine erhitzten Wangen passen sich allmählich seinem burgunderfarbenen Golfpullover an. Früher waren seine jungenhaften brünetten Locken einmal eines seiner bes-

ten, hervorstechendsten Merkmale, doch inzwischen wird sein Haar an den Schläfen grau und schütter um den Wirbel. »Das war sehr nett.«

Nett. Das Wort trifft vor Missbilligung.

»Ja, Truthahnbrust ist nicht so teuer. Und wir haben noch etwas für später übrig, für Sandwichs«, verteidigt sie sich in dem Versuch, ihr wenig bemerkenswertes Weihnachtsessen zu rechtfertigen. Voller Widerwillen stellt sie fest, dass er mit einem Cocktailstick von den Würstchen im Schlafrock zwischen den Zähnen nach Essensresten puhlt.

Das ist also inzwischen aus uns geworden?, fragt sie sich, während sie die Teller in die Küche trägt: zwei Leute, die sich über zukünftige Mahlzeiten und Sandwichs unterhalten? Sie muss an vergangene Weihnachtsfeste denken, an die vielen Verwandten, das Gelächter, an die Kinder ihres Bruders und an Jamie, wie sie auf neuen Fahrrädern oder Dreirädern herumkurvten, an den Lärm von sprechendem Spielzeug, während in der Küche George Michael sang und sie und Trent in einem Jongleurakt das Mittagessen servierten und dabei immer beschwipster wurden. Doch jetzt ist es, als hätten sie sich in ihre Eltern verwandelt.

Die Dinge werden sich normalisieren, sobald Trents Immobilienunternehmen wieder in Gang kommt und Verträge abgeschlossen werden, statt sich in Luft aufzulösen, sagt sie sich. Wer hat schließlich *kein* schwieriges Jahr hinter sich? Im Vergleich steht sie immer noch gut da, hat ein beneidenswertes Dach über dem Kopf, leistet sich Designerkleidung und beschämend kostspielige Strähnen im glänzenden Blondhaar. Wahrhaftig, sie hat wenig Grund zur Klage.

Was sie jetzt braucht: Füße aufs Sofa und dazu einen großen Gin. Früher wäre Trent längst zur Tat geschritten, hätte ihr etwas zu trinken besorgt. Sie weiß, dass er ihr ein Glas ein-

schenken würde, wenn sie ihn darum bäte, aber dass sie überhaupt bitten muss, verdirbt es ihr. Wie bei allem Übrigen – am besten handelt sie selbst.

Sie öffnet den Küchenschrank und sieht verärgert, dass die Flasche Sipsmith Gin beinahe leer ist. So etwas fällt ihr eher auf, seit sie weniger trinkt, aber Trent hat sich fast den ganzen Dezember über einiges hinter die Binde gegossen. Vorsorglich, wie er es nennt, vor dem versprochenen trockenen Januar. Sie schwenkt die Flasche und hält sie gegen das Licht. Um richtig zu entspannen, wird sie mehr Gin benötigen. Sie geht über den Flur zur großen Vorratskammer neben der Hintertür, um eine neue Flasche zu holen.

Das kleine rote Blinklicht neben dem selten benutzten Festnetzanschluss fällt ihr ins Auge. *Das ist komisch. Jemand hat eine Nachricht hinterlassen.* Sie überlegt rasch, wer der Anrufer sein könnte, sie hat doch mit allen gesprochen. Ihre Eltern in Shropshire essen in ihrem Gartenpavillon mit den Nachbarn zu Mittag, ihre Brüder feiern sämtlich in Familie.

Wie konnte sie einen Festnetzanruf verpassen? Oder auch Trent? Er war doch den ganzen Tag zu Hause.

Sie nimmt den Hörer in die Hand und drückt den Wiedergabeknopf. Sie traut sich nicht, es sich zu wünschen, aber wer sonst würde am Weihnachtstag anrufen?

Außer ihm?

Außer Jamie ...

»Mum«, hört sie, und ihr entfährt ein kleiner Schrei. Es ist tatsächlich Jamie. Ihre Augen füllen sich mit Tränen, während sie wartet, ihn atmen hört, aber er sagt weiter nichts. Das Schweigen scheint sich zu dehnen mit all den Worten, die er nicht sagen kann. Sie weiß, was Trent gern hören möchte: dass es Jamie leidtut, dass er ihren schrecklichen Streit be-

dauert, dass er mit den Drogen aufgehört hat und sich am Riemen reißt.

Aber leider hört Maddy aus dem Schweigen etwas anderes heraus: dass er in Schwierigkeiten steckt; dass er sie braucht; dass Weihnachten ist und er Heimweh hat und müde ist; dass er nicht weiß, wie er wieder auf sie zugehen soll.

Die Nachricht endet. Es klickt.

»Nein, nein, nein«, sagt Maddy in Panik und spielt die Nachricht noch einmal ab und merkt, dass sie sie dabei aus Versehen gelöscht hat. »Mist!«

Mit zitternden Händen drückt sie die Rückruftaste und vernimmt nur den Klingelton. Sie greift nach einem Kugelschreiber aus dem Becher auf der Arbeitsplatte, aber er funktioniert nicht. Sie zerrt eine Schublade auf und schnappt sich einen Filzstift, dreht einen Umschlag um, betätigt erneut die Rückruftaste und notiert auf der Rückseite eine unbekannte Festnetznummer, dann ruft sie die Auskunft an. Es dauert eine Weile, bis sie durchkommt, und als es ihr schließlich gelungen ist, erklärt man ihr, die Nummer gehöre zu einer Telefonzelle in Brighton.

Brighton? Was hat Jamie in Brighton zu schaffen? Sie ruft wieder an, doch es klingelt und klingelt. Sie stellt sich die leere Telefonzelle vor, Möwen, die darüberfliegen, weggeworfene Chipstüten, die der Wind durch die Gegend bläst.

»Mist!«, ruft sie noch einmal und knallt den Hörer auf. Es ist nicht auszuhalten. Sie hat ihn verpasst. Er ist nicht da.

In ihrem Kopf überschlagen sich die Fragen, während sie gleichzeitig zu verdauen versucht, dass sie endlich weiß, wo ihr Sohn steckt. Ein Gefühl wie Wasser in der Wüste.

Jamie verschwand im Februar kurz vor dem ersten Lockdown, und sie ist in diesem Jahr halb krank geworden vor Sorge, wo er sein mag und was er macht. Sosehr sie versucht

hat, sich daran zu erinnern, dass er erwachsen ist und seinen eigenen Weg finden muss, seine Abwesenheit verdrängt manchmal alles andere. Und wie an jedem Tag galt ihr erster schuldbewusster Gedanke nach dem Aufwachen auch heute Jamie.

Bei so viel Zeit zum Nachdenken kommt sie nicht um die Erkenntnis herum, dass sie ihn im Stich gelassen hat. Sie hätte ihn unterstützen müssen, aber Trent hatte darauf bestanden, dass sie als geeinte Front auftraten. Und damals hatte sie zugestimmt. Doch dieser Plan war spektakulär gescheitert, und in dem anschließenden Streit waren schreckliche Worte gefallen, die niemand mehr ungesagt machen kann.

Sie hatte Jamie, vierundzwanzig Stunden nachdem er aus dem Haus gestürmt war, als vermisst gemeldet, doch die Polizei vermittelte ihr das Gefühl, man habe Besseres zu tun, als sich dem Kummer einer Frau in mittleren Jahren und geordneten Verhältnissen zu widmen, deren erwachsener Sohn nach einem Streit verschwunden war. Sie war vor Sorge fast außer sich gewesen; fünf quälend lange Tage vergingen, bis Jamie anrief und ihnen mitteilte, er sei nicht vermisst, sondern ganz einfach gegangen. Sie hatte gehofft, er sei vielleicht milder gestimmt und sogar bereit, ihnen zu verzeihen – oder, noch besser, zerknirscht und reumütig. Doch ganz im Gegenteil, er wirkte eher verhärtet. Mit stählerner Stimme hatte er sie darüber informiert, dass er nicht mehr daran interessiert sei, Teil der Familie zu sein. Seine Worte, die sich fest eingeprägt hatten als Rechtfertigung, ihn gehen zu lassen, beschämen sie heute und geben ihr das Gefühl, es nicht besser verdient zu haben.

Sie dachte, Jamie würde nur seine Wunden lecken wollen, sich dann wieder fangen und nach Hause zurückkehren. Wie sehr sie sich geirrt hatte. Darin ... in allem.